

Marina Scheske

Julias Koffer

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2024

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-836-0

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei der Autorin

Titelbild © Marina Scheske

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

22,00 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

1. Kapitel

2022 – Erinnerung

An einem kalten Tag im Frühjahr des Jahres 2022 räumte Paul Schneider den Keller seiner Mutter aus. Sie war in eine Seniorenresidenz gezogen. Schnell füllte sich der Container mit den Hinterlassenschaften ihres Lebens im Osten Deutschlands. Er warf alles hinein, nur Julias Koffer blieb übrig, ein alter Koffer aus Vulkanfiber. Paul betrachtete ihn eine Weile, schließlich nahm er ihn mit. Er wusste von seiner Mutter, dass sich seine Großmutter Julia nie von diesem Koffer trennen wollte. Als sie zu ihrem Sohn Arnold zog, versuchte man sie zu überreden, sich einen neuen Koffer anzuschaffen. Nicht einmal geschenkt wollte sie den haben.

»Da kann ich mich nicht von trennen, nie im Leben! Das ist doch Tante Klarissas Koffer, ich bin mit ihm zwei Mal geflichtet«, sagte sie.

»Geflichtet«, so sprach sie das Wort aus. Ihr Dialekt klang besonders, sie sprach ein altertümlich klingendes Deutsch mit eigenartigen Lautverschiebungen.

Wer Tante Klarissa war, das erfuhren sie nie. Sie fragten auch nicht nach, die Vergangenheit interessierte sie in jener Zeit nicht sonderlich.

Paul hatte nur wenige und recht blasse Erinnerungen an seine Großmutter Julia. Es handelte sich um flüchtige Bilder aus seinen ersten Kindheitsjahren auf der Insel Rügen. Er sah sie in einer dunklen Dachstube an ihrem Spinnrad sitzen, eine kleine Frau, die meist ein Kopftuch trug. Auch erinnerte er sich, wie sie vor ihrem Bett kniend betete. Auf ihrem Tisch hatte stets eine alte Bibel gelegen.

Manchmal gab sie ihm Geld für Süßigkeiten, strich ihm übers Haar und nannte ihn Jungchen.

Krieg und Nachkriegszeit hatten die Familie auseinandergerissen. Es kam selten vor, dass sie sich alle trafen.

*

»Was willst du denn damit?«

Pauls Frau schaute auf den Koffer, den er mitten in die Diele gestellt hatte. Im hellen Licht der Lampe sah man deutlich, wie staubig und schäbig er war.

»Das ist Julias Koffer«, rief er aus dem Bad, wo er sich gerade die Hände wusch.

»Und wer ist Julia?«

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

»Meine Großmutter väterlicherseits.«

»Die habe ich ja gar nicht gekannt.«

»Ich kann diesen Koffer nicht einfach wegwerfen. Mutter hat mir erzählt, sie ist mit ihm zwei Mal geflüchtet und hat ihn nie hergeben wollen.«

»Zwei Mal geflüchtet? Kam die Familie nicht aus Ostpreußen?«

»Da haben sie nach dem ersten Weltkrieg gelebt, ursprünglich stammen sie aber aus Wolhynien. Das muss irgendwo in Russland sein. Darüber wurde bei uns zu Hause nicht geredet.«

»Dann googeln wir das mal, das interessiert mich jetzt sehr.«

Marion schaute auf ihr Handy. »Wolhynien liegt zum größten Teil in der heutigen Ukraine. Da ist jetzt Krieg und die Leute flüchten wieder.«

2. Kapitel

1906 - Ein deutsches Kolonistendorf in Wolhynien

Das Dorf Glücksthal machte an diesem sonnigen Wintertag seinen Namen alle Ehre. Wo sonst sollte das Glück daheim sein, wenn nicht in diesem idyllischen Tal. Am nördlichen Horizont erstreckte sich eine Hügelkette. Dunkle Wälder mit mächtigen alten Erlen und Eichen, reich an Beeren, Pilzen und Wild, umgaben das Dorf wie ein Schutzwall.

Im Tal funkelten die mit Porzellanerde geweißten Häuser mit dem Schnee um die Wette. Hübsch anzusehen waren ihre kunstreich bemalten Fensterläden und Türen. Die strohgedeckten Häuser schienen sich unter der Schneelast zu ducken. Sie waren klein und bescheiden, aber von solider Bauart. Die Glücksthaler lebten gern eng zusammen, sie schätzten den Zusammenhalt der Familie und die gute Nachbarschaft. Die Not der ersten Jahre hatte sie gelehrt, wie wichtig es war, sich auf seinen Nachbarn verlassen zu können.

Ihre Häuser waren zwar klein, aber die Scheunen, Viehställe und Gärten der Gehöfte recht groß. Zu jedem Gehöft gehörte ein tiefer Brunnen.

Nicht nur die Kunst des Brunnenbaus hatten sie einst ins Land gebracht. Sie hatten das Sumpfland kultiviert, Düngung und Fruchtfolge eingeführt und moderne Mühlen und Schornsteine gebaut. Bald entstanden in den größeren Dörfern Molkereien und Sägewerke, in den umliegenden Städten wurden Landmaschinenbetriebe und Lebensmittel Fabriken gegründet. Das Handwerk und das Bauwesen florierten, eines befruchtete das andere.

Glücksthal, eines der vielen Kolonistendörfer der Gegend, bot genug Platz für alle, die sich hier vor mehr als fünfzig Jahren angesiedelt und zahlreich vermehrt hatten.

Dennoch waren einige Glücksthaler bereits wieder ausgewandert. Sie hatten ihren Besitz verkauft oder den Pachtvertrag gekündigt. In die neue Welt zog es sie, nach Brasilien und Kanada oder in die Vereinigten Staaten von Amerika. Seit fast zwanzig Jahren grassierte das Auswanderungsfieber unter den Siedlern. Meist war es ein Sohn der oft kinderreichen Familien, der sich auf den Weg machte, um sich in fernen Ländern eine Zukunft aufzubauen. Bald kamen Briefe mit verheißungsvollen Berichten, bis es den nächsten Bewohner aus der Heimat fortzog, die seine Eltern oder Großeltern gerade erst urbar gemacht hatten.

Wo ist Heimat? Für die Menschen, die einst nach Wolhynien gekommen waren, war ihre Heimat dort, wo man sie willkommen hieß und sie in Frieden siedeln konnten. Es spielte keine große Rolle, ob die Heimat im fernen Amerika lag oder im russischen Zarenreich, war doch ihre wahre Heimat Gottes Himmelreich. Wenn ein Kolonist für immer seine Augen schloss, dann sagten die Leute, er sei heimgegangen.

Diese tiefe Frömmigkeit fand man nicht nur unter den mennonitischen und baptistischen Einwanderern, sondern auch bei den evangelisch-lutherischen Christen, die aus Deutschland und Polen eingewandert waren. In jedem Ort errichteten die Siedler ein Bethaus, in dem man sich regelmäßig unter der Leitung eines Küsters versammelte und das auch für den Schulunterricht genutzt wurde.

Seit Katharina die Große im Jahre 1763 ihr Einladungsmanifest veröffentlicht und in ganz Europa verbreitet hatte, waren ihrem Ruf vor allem landarme Deutsche gefolgt, die ihre Familien nicht mehr ernähren konnten. Viele Vergünstigungen versprach sie ihnen, nicht immer wurden sie eingehalten. Es war schier unmöglich, in diesem Riesenreich zu kontrollieren, ob jeder Beamte seine Arbeit korrekt ausführte. Oft herrschte die Willkür der Machthaber vor Ort. Aber es wurde gehalten, was versprochen wurde, alle Einwanderer erhielten Land.

Katharina brauchte die Einwanderer mit ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten. Russland verharnte noch immer in mittelalterlichen Strukturen und musste dringend modernisiert werden.

In allen Teilen Deutschlands warb man Einwanderer an. Viele kamen aus Westfalen, aber auch in Preußen, Norddeutschland und Sachsen folgten sie dem Ruf der Zarin. Kleinere Gruppen kamen aus der Schweiz, aus Holland, Schweden und Dänemark.

In den ersten Jahren mussten sie keine Steuern zahlen, auch wurde ihnen innere Selbstverwaltung versprochen, außerdem waren sie vom Militärdienst und von militärischer Einquartierung befreit. Man gestattete ihnen Berufsfreiheit und Religionsfreiheit und auch das Recht auf Rückwanderung.

In dieser Zeit siedelte noch keiner von ihnen in Wolhynien, einem Land mit Urwäldern und unzugänglichen Sümpfen, zumal ihnen die Gouvernements zugeordnet wurden. Der größte Teil der ersten Einwanderer ließ sich an beiden Ufern der Wolga nieder.

Erneut holte Zar Alexander der Erste am Anfang des 19. Jahrhunderts Siedler ins Land. Ihm ging es vor allem um erfahrene Landwirte und um gute Handwerker. Er brauchte Menschen, die dem Land fortschrittliche Impulse auf seinem Weg in eine neue Zeit gaben.

Aus Westpreußen kamen bald die friedensliebenden Mennoniten. Als Pazifisten hofften sie, dass sie hier in den Weiten Russlands ihren Glauben unbehelligt ausüben und nach ihren Vorstellungen leben konnten. Das war im kriegerischen Preußen immer schwieriger geworden.

Dann kamen Einwanderer aus Württemberg, dem Elsass und der Pfalz. Ihnen wurde es zu eng in den Kleinstaaten.

Teilweise zogen die neuen Siedler bis nach Odessa ans Schwarze Meer und gründeten große Kolonien in Bessarabien und im Transkaukasus. Hauptsächlich waren es Deutsche. Sie lebten friedlich mit den Russen, den Tataren, mit Ukrainern, Georgiern, Juden und vielen anderen Völkern zusammen. Warum auch sollten sie sich streiten? Jeder profitierte vom Nachbarn. Bauern, Handwerker und Händler zetteln keine Kriege an. Und so reifte der Wein in Bessarabien und wogte der goldgelbe Weizen auf der fruchtbaren Erde zum Nutzen aller Menschen der Region.

*

Es kam eine Zeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts, da holte der Zar wieder Menschen in sein Reich. Und zwar nach Wolhynien, hier bestand seit der Aufhebung der Leibeigenschaft ein großer Arbeitskräftemangel. Riesige Güter lagen brach. Sie wurden nicht mehr bestellt, weil ihre Besitzer die jetzt freien Arbeitskräfte nicht bezahlen konnten. Außerdem sollten große Gebiete

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

des Sumpflandes in den Ausläufern der Niederungen des Flusses Pribjat urbar gemacht werden.

In dieser Zeit kamen besonders viele Menschen aus den polnischen Gebieten, so auch die Gründer der Kolonie Glücksthal. Nach dem zweiten polnischen Aufstand 1863 waren sie als Deutsche nicht mehr in ihrer Heimat, der preußischen Provinz Posen, erwünscht. Man feindete sie an, weil sie nicht für Polen optiert hatten. Als einigen deutschen Bauern der rote Hahn aufs Dach gesetzt wurde und es zu Plünderungen kam, begann die Auswanderung. Bevor der Winter einbrach, verließ der erste Treck das Land.

Die russische Obrigkeit hieß sie zunächst wohlwollend willkommen. Sie wurden dringend gebraucht, in weiten Teilen Russlands waren Hungersnöte ausgebrochen. Überall herrschte nach der Aufhebung der Leibeigenschaft Chaos. Es gelang nur wenigen ehemaligen russischen Leibeigenen für sich und ihre Familien zu sorgen und sich etwas aufzubauen, sie hatten es ja nie gelernt.

Den deutschen Einwanderern wurden die Standorte der Dörfer und Gemarkungen zugewiesen. Sie legten einen Treueid ab, der sie verpflichtete, dem Zaren als Untertanen zu dienen. Russische Staatsbürger waren sie nun, dennoch räumte man ihnen im Gegensatz zu ihren ukrainischen, russischen und tatarischen Nachbarn gewisse Freiräume der Selbstverwaltung ein, die deutsche Sprache war in den Kolonistendörfern anfänglich die Amtssprache. Zwar führte man ab 1871 den russischen Schriftverkehr ein, aber in der Schule wurde weiterhin Deutsch unterrichtet.

Auch in Glücksthal war aus Sumpfland ein ansehnliches und großes Dorf mit fünfzig Höfen entstanden. So mancher der ersten Kolonisten hatte den Sinn des Spruches aller Siedler am eigenen Leib erfahren: »Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot.«

Die Ankommenden hausten zunächst in Erdhütten. Schnell breiteten sich Krankheiten aus, weil man kein sauberes Wasser hatte. Die wenigen Brunnen der Umgebung waren viel zu flach angelegt. Viele Menschen starben, bevor sie wieder ein richtiges Dach über ihrem Kopf hatten.